

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 8

Artikel: Der Flick
Autor: Pesquidoux, Josef de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einen leichten Druck, wie von zwei weichen Lippen auf seiner Wange. Da umspielte ein mattes Lächeln seinen bleichen Mund.

*

Dr. Lozano in Toledo hielt einen umfangreichen Brief, von länglichem Format, in seinen Händen, über und über mit Post- und anderen amtlichen Vermerken versehen, ein Beweis, daß er nicht auf kürzestem Wege in seinen Besitz gelangt. Er öffnete den Umschlag, der, wie sich erwies, nur ein Deckubert gewesen, das den eigentlichen Inhalt einschloß. Mit tiefer Bewegung erkannte Dr. Lozano auf dem noch geschlossenen Umschlag, die charakteristische Handschrift Pedro Carpions: — Zu spät! — murmelte er.

Erst nach einiger Sammlung bemerkte er, daß dieselben Schriftzüge, kaum leserlich, auf der Rückseite vermerkten: „Nach meinem Tode, meinem einstigen Schulkameraden, Studiengenossen und einzigen Freunde zu übergeben.“

Dr. Lozano blätterte in Pedros Taschenbuch. Die ersten Seiten enthielten gleichgültige Notizen, geschäftliche Aufzeichnungen, Verabredungen usw. Erst die letzten Blätter enthielten den

Bericht über die drei Erlebnisse, die wir schon kennen, mit genauer Angabe des Tages und der Stunde und schließlich das Erlebnis des vierten Tages um präzise 7 Uhr 30, und schloß mit den Worten — mit versagender Hand geschrieben: „Maria ruft, ich komme!“

Dr. Lozano, ein Mann der exakten Wissenschaft, hatte nichts übrig für Okkultismus. Jetzt senkte er den Kopf über das Notizbuch, das für ihn ein unlössbares Rätsel enthielt. An den von Pedro mit genauen Daten bezeichneten Tagen, saß er, Dr. Lozano, am Bett Maria, um ihr in den nur mehr selten auftretenden klaren Augenblicken nahe zu sein. Diese wenigen lichten Momente deckten sich auf die Sekunde genau mit den von Pedro angegebenen Abschiedsstimmungen. An dem Morgen präzise 7 Uhr 30, als Pedro Marias Kuß empfing, hauchte Maria, mit dem Namen Pedros auf den Lippen, ihr Leben aus.

Dr. Lozano preßte das kleine Buch, das Pedros letzte Lebensbeichte enthielt, zwischen seine Hände und betete: Möge euch der Friede, der euch in den letzten Lebenswochen versagt war, im Tode zuteil werden...

Der Flick.

Von Josef de Pesquidoux.

Der Flick ist ein Hund. Er gehört Johann Parins, dem Pächter. Er hat auf dem Gute immer alles gehütet, die Tiere, die laufen und jene, die fliegen, die Gärten und die Felder und, als sie noch klein waren, auch die Kinder. Jeder im Orte, in dem er bekannt ist, nennt ihn „den Flick“, sowie man von einem Menschen „der Johann“ oder „der Franz“ sagt. Es ist eine Ehrenbezeugung, die man seiner Intelligenz und seiner Treue zollt, die beide seit langem anerkannt sind. Denn er ist sehr alt. Jetzt ist er taub, halb blind und hat keine Zähne, er ist fast ganz Lahm und kann sich an kalten Tagen kaum ans Feuer schleppen. Man will ihn rasch töten, ohne daß er viel leide. Auf dem Lande wünschen die Tiere und die alten Leute, selbst aufzuhören, wenn sie sich unnütz fühlen. Ihn töten, aber wann? Sein Herr, der auch schon alt ist, zögert von Tag zu Tag, er sitzt vor der Türe auf der Holzbank, der Hund liegt ihm zu Füßen und der alte Mann denkt an den Gefährten, den man opfern sollte, und er geht im Geiste die Geschichte dieses treuen, anhänglichen Geschöpfes durch, das sich bei ihm zu Schanden gearbeitet hat. Jetzt sind es vierzehn

Jahre, daß der Flick von einer Hündin geboren wurde, die beim ersten Schneefall hergekommen war, um mit ihrer Schafherde hier zu überwintern. Es war im Frühjahr vor Ostern gewesen. Da kam der Flick mit dem ersten Lämmchen der Herde gleichzeitig zur Welt. Der Pächter kaufte die beiden Tiere. Das Schicksal des Lämmchens war kurz. Der Hund war einem langen Leben bestimmt. Sohn einer Rasse von Vorfahren, die an jeden Dienst gewöhnt waren, selbst, wenn es not tat, einen Bären angreifen mußten, hatte auch er ein ruhiges, entschlossenes Temperament, eine Intelligenz, die allen Eindrücken offen war, ein Gedächtnis und eine Beobachtungsgabe wie ein kluger Mensch, und ein Pflichtgefühl wie wenige Menschen. Was sein Aussehen betrifft, so hatte er scharf gebogene Krallen und ein Fell wie ein Schaf. Er war untersekt und stand auf starken Beinen, hatte scharfblickende Zähne im halsbogenen Maul und über dem Körper eine Art von langem, reichem, wolligem Mantel, der ihn ganz bedeckte bis zu seinen roten glühenden Augen und bis über seine platte, sich immer bewegende Nase.



Alfred Marxer: Stillleben mit Pfingstrosen (1938).

Der Wächter setzte seinen mit einem Strohpantoffel bedeckten Fuß auf die Flanke des Hundes und liebkoste ihn mit leisen Bewegungen, wie man eine Wiege schaukelt. Der Erinnerungen kamen so viele. Wie er ihn mit Vorsicht, mit Geduld und mit Gerechtigkeit aufgezogen hatte, welches Vergnügen, seinen Instinkt zu fast menschlichen Fähigkeiten sich wandeln zu sehen. Schon als er noch von einer Scholle zur anderen kollerte, lernte er dem Herrn folgen, von ihm Befehle empfangen und den Klang seiner Stimme verstehen. Mit sechs Monaten war er bereits der Schatten des Wächters geworden und gehorchte nur ihm, wie es sich für einen klugen Hund schickt. Von diesem Augenblick an hörte Flick auf zu spielen, ganz erfüllt von dem Ernst seines Amtes von dem in ihn gesetzten Vertrauen. Jetzt kümmererte er sich nur wenig mehr um die Zärtlichkeiten, die man ihm erwies und die ihn nur zerstreuen und verweichlichen konnten.

Er lernte Begriff um Begriff. Der Wächter lehrte ihn das Feld kennen, auf dem er das Vieh hüten sollte, die Wege, die hinführten. Überall ging er mit, hin und zurück, immer den gleichen Weg. Er lernte warten, bis die Gitter offen waren, um ein Feld zu betreten oder es zu verlassen und vor einem Zaune halt zu machen, der das eine Gut von dem des Nachbarn trennte. Die Lektion wurde begleitet von einer Belohnung oder Bestrafung, oft wiederholt und jedesmal wurden dabei die Gegenstände genannt.

Flick kannte sich aus wie der Wächter selber. Das merkte man an der Autorität, die er sich über die Tiere erwarb. Die Ställe waren im Wachthofe immer gut gefüllt. Man zählte da stets achtzehn bis zwanzig Tiere, und jedes von ihnen hatte seinen Namen. Der Wächter und der Flick traten in den Stall. Der Wächter wanderte durch die Verschläge, klopfte dem einen Tier auf die Stirn und sagte dem Flick: „Das hier ist die Rosette“, und beim anderen: „Das ist die Flora.“ So ging es von Tier zu Tier.

Endlich, nach einigen Tagen sagte der Wächter zum Flick: „Zählst jetzt die Tiere, es sind zwanzig hier, paß gut auf. Wenn ich dir zehn Tiere mitgebe, mußt du zehn zurückbringen und nicht sieben oder neun. Also eins, zwei, drei...“ Der Flick sah scharf hin, prägte es sich gut ein, und seine rötlichen Augen antworteten: Ich habe verstanden. Gewiß, er hatte so gut verstanden, daß er immer bemerkte, wenn ein Platz leer

wurde, weil ein Tier sich verlaufen hatte oder verkauft oder tot war.

Und nun, eines schönen Morgens, zog er hinaus das Tier zu hüten, der Wächter öffnete die Gitter der Ställe, band die Tiere los und befahl: Hinaus! Der Flick war voll Entzücken und Eifer bei der Sache, lief hin und her, um zu sehen, ob jedes Tier den Stall verlassen hatte, und dann noch ein Zeichen, und er stieß diese ganze gehörnte Menge zum Marsch und durch die große Allee der Weinberge auf die Weide. Hier wurde dem Flick eine weitere denkwürdige Lektion erteilt, er hatte die Herden nur auf dem Brachfelde weiden zu lassen, und die Tiere durften nicht auf das bebaute Feld laufen. Anfangs war der Flick brutal. Er bellte, biß die Tiere in die Knie oder in den Schweif und trieb sie von vorn an. Nach und nach lehrte ihn der Wächter, den Dienst ruhig zu versehen, da das Bellern die Tiere scheu macht, und sie nur unten an der Fessel zu beißen, besonders nicht am Schweif, weil sonst die Haare ausgerissen werden. Und von vorn dürfe man die Tiere nicht angreifen, weil man sich dadurch selbst einer Gefahr aussetzt. Und dann vertraute der Wächter dem Flick das Vieh an, der Flick brach mit seiner Herde auf, er war überall gegenwärtig und handelte als Herr. Beim Morgenläuten war er beim ersten Ton auf den Beinen, sammelte die Herde und führte sie den Weg zur Meierei zurück, in der Ordnung, wie man gekommen war. Im Stall, wenn die Tiere an ihren Plätzen waren, zählte er sie. Und wenn eines der Tiere zufällig fehlte, kehrte er um, es zu suchen. Nur daß er die Tiere nicht an- und losbindet, pflegte der Wächter lachend zu sagen, sonst macht er alles.

Selbstverständlich bewachte der Flick auch das Haus, was drinnen und draußen war, bei Nacht und am Tage, und am Sonntag, wenn alles fort war. Er verhinderte die Hühner, in den Garten zu gehen, wo sie den Samen auskratzen und aßen, und die Käuze sich in die Küche zu schleichen, wo die Töpfe zum Auskühlen auf dem Bord standen.

Damals, als man ihn noch den Kindern als Wächter mitgab — woher nahm er das Verständnis, sie vom tiefen Moor wegzuführen, es nicht zuzulassen, daß sie die scharfe Hacke oder die geladene Flinten berührten? Er, der sonst so sanft mit ihnen war, knurrte wütend, zeigte ihnen die Zähne, als wollte er sie beißen.

Warum diese plötzliche Angst vor dem Wasser,

in das er doch selbst unterzutauchen liebte, vor der Flinte, die er so oft gegen den Dachs abschießen hörte? Und endlich, als Sturm über das Land segte und der älteste Sohn des Pächters, der Vater der Kleinen, den gefährlichen Weg einschlug, der zum großen Holzplatz führte, welche ahnungsvolle Unruhe mochten da die Gedanken dieses unterwürfigen Tieres erfüllt haben? Man hörte Flick, den Schweig samen, tagelang vor dem Bettel des Abwesenden heulen, als ob der Tod schon um das Haus schliche. Wer hatte es ihm leise verraten? Wer zu seinem treuen Herzen gesprochen? Der Vater seiner geliebten kleinen Freunde kam niemals wieder.

Erinnerungen an die Vergangenheit quälten den Pächter. Der Hund erhob sich, als ob er den Gedanken seines Herrn gefolgt wäre und

wüßte, wie gut er ihm gedient und wie er ihn geliebt hatte. Aber nach ein paar unsicherer Schritten auf seinen müden Beinen kam er zurück und legte den zottigen Kopf auf die Füße seines Herrn. Bei dieser Lieblosung stand der Pächter auf, und so hart er zu sich selber war, so tropfte jetzt dennoch eine schwere Träne von seinen Augen. Er nahm seinen langen knotigen Stock und schlug den Weg zur nachbarlichen Meierei ein. Er wollte ein Ende machen. Er ging seinen Nachbar bitten, das Tier aufzuhängen, weit weg von ihm, ohne daß er wüßte, in welchem Augenblick. Und man sah den hohen Greis, der seine Gestalt in der Erregung straffte, mit schnellen Schritten im angrenzenden Walde, dessen Zweige in der Sonne badeten, verschwinden...

(Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.)

Der Tierfreund.

Von Peter Dörfler.

Was hier erzählt wird, könnte einer leicht versucht sein, in die gute alte Zeit zu verlegen. Aber wer die jedem Zeitalter eigentümliche Geisteshaltung, insbesondere die Schwärmerien ihrer voranschreitenden Geister kennt, der wird alsbald feststellen, daß die Welt Spitzwegs längst tot war, als folgende Geschichte geschehen konnte.

Der Schauplatz selbst sah allerdings so altdutsch und biedermeierisch aus wie nur irgend einer aus den Gemälden des berühmten Malers. Mitten in einer alten Stadt des südlichen Deutschlands zog sich, sachte gewunden, eine sehr schmale Gasse zwischen barock verschnörkelten, sehr hohen Häuserzeilen hin. Durch sie schritt in der steilen Haltung eines selbstbewußten Mitbürgers ein Herr, den sehr viele aus der Zeitung, aber nur wenige vom Ansehen kannten, eine ehrgeizige Persönlichkeit, die zwar stets nach Ehre und Ruhm lechzte, aber eben sicherlich nicht daran dachte, daß der nächste Augenblick ihr Gelegenheit bieten würde, die Hand nach einem neuen Lorbeerreis auszustrecken.

Dieser nächste Augenblick ereignete sich, als unser Held zwischen den eng gedrängten Häusern, die aussahen, als hätte sich bei irgendeinem großen Ereignis der Neugierde immer noch eins dazwischen geschoben, an ein berühmtes Barockkirchlein kam, das mit den anderen Gebäuden genau in derselben Front ausgerichtet war, nicht einen halben Schritt weiter vorn oder hinten, und genau so eingezwängt Seite an Seite und

Schulter an Schulter mit den anderen sich bequemen mußte. Nur sein oberer Teil ragte frei über die Nachbarn hinaus und die reiche Zier seiner Fassade, insbesondere der bronzenen St. Michael, der den Drachen unter sich trat, hatte sich ein wenig weiter in die Straße hinaus entfaltet. Wäre nun jener Herr genau so banalisch wie alle die Passanten, die nur stumpf dahinstolzten oder die Schaufenster betrachteten, durch diese Gasse gewandert, so hätte er seinen großen Augenblick versäumt. So aber glitt sein Schönheitsdurftiges Auge zu der Bronzegruppe und über sie zu dem kühn geschnörkelten Giebel empor, und da sah er auf dem Dache, dicht an dem steinernen Kreuz, in schwindender Höhe also, ein grau gestraumeltes Käschchen. Und sofort stockte sein Fuß. Das Käschchen miaute, oder vielmehr, es stieß Jammer- und Hilferufe aus, die zwar aus dieser Höhe kaum zu vernehmen waren, aber man sah deutlich die Bewegung seines Schnäuzchens. Es wagte sich ganz dicht in den Dachrand und schaute von da ein wenig geduckt in die Tiefe, als wollte es schaudernd den Abgrund ermessen, der es gefangen hielt, ja es schien sogar, als überlege es in seiner Unschuld, in seinem Unverständ, ernstlich, ob es einen Sprung auf das Pflaster wagen könne.

Was nun weiter kam, vermag man erst zu verstehen, wenn man weiß, jener Herr hatte vor kurzem das Tier entdeckt, das heißt die Parole: Tiere schauen euch an, und er hatte die Tier-